

**Elmar Altvater:
Das Ende des Kapitalismus,
wie wir ihn kennen. Eine radikale
Kapitalismuskritik, Westfälisches
Dampfbuch Münster 2005, 240 S.
(14,90 €)**

Am Anfang des neunten Kapitels des in Rede stehenden Buches fragt Elmar Altvater (mit den Worten Erich Kästners): »Wo bleibt das Positive?« – darauf wird zurückzukommen sein. Zunächst aber muß die Frage gestellt werden: »Worin besteht denn das Neue?« – insbesondere dann, wenn ein bekannter Kapitalismuskritiker wie Altvater der in seinen vielen Büchern fast ausschließlich »radikal« mit dem heute alles beherrschenden Produktions- und Gesellschaftssystem Kapitalismus ins Gericht geht, nunmehr eine »radikale Kapitalismuskritik« verheißt.

Also was ist ›radikal‹ und neu im Vergleich zum »Sachzwang Weltmarkt«, zur »Zukunft des Marktes«, zum »Preis der (Un)Ordnung«, zu den »Grenzen der Globalisierung« oder zur »Globalisierung der Unsicherheit«? Eine erste, vorläufige Antwort könnte lauten: ›Nicht viel‹. Das war aber wahrscheinlich auch nicht zu erwarten – zumal nicht von einem Autor, der vor kurzem seine akademische Laufbahn am Otto Suhr Institut der Freien Universität beendet hat, um aufs schöpferische Altenteil zu gehen. Vielmehr – und das war durchaus zu erwarten – finden die Kenner älterer Altvater-Bücher im neusten Werk viele Argumentationsfiguren von früher wieder; die verhängnisvolle Rolle entfesselter Finanzmärkte genauso wie die Vision vom möglichen Chaos am Ende des Fossilismus als einer durchaus realen Bedrohung, aber auch die unausweichliche Notwendigkeit einer solaren Revolution (wenn die Menschheit überleben will). Dieses und ähnliches ist von Altvater – unter Rückgriff auf die Marxsche Theorie – oft wiederholt, weiterentwickelt und in der Auseinandersetzung mit Marktradikalismus und umweltvergessener Einfalt polemisch zugespitzt worden.

Das Neue in seinem neuesten Buch ist doppelt bestimmt. Einmal ist ganz einfach so vom »Ende« die Rede – allerdings nur vom »Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen«. Auf

das Ende des Kapitalismus überhaupt wollte sich der Autor dann doch wohl (noch) nicht festlegen. Und zum anderen ist viel mehr als vorher über die Bedingungen dieses Endes zu lesen, insbesondere über die Notwendigkeit einer »glaubwürdigen Alternative im Innern« (in Anlehnung an Ferdinand Braudel). Diese »glaubwürdigen Alternativen« haben sich seit Anfang des 21. Jahrhunderts zum großen Teil unter dem Motto »eine andere Welt ist möglich« zusammengefunden. Und Altvater stellt sein Buch in den Dienst dieser Idee, indem er versucht, zu ermutigen und über die Bedrohungen zu unterrichten. Denn an manchen Stellen liest sich die Darstellung schon bedrohlich, so als sollte gesagt werden: »Eine andere Welt muß möglich sein, sonst ...«

Dieses »Sonst« wird in den ersten Kapiteln nicht nur dargestellt, sondern auch umfänglich hergeleitet, insbesondere das zweite bis vierte Kapitel verfolgt offenbar den durchaus didaktischen Zweck, eine Einführung in ein auf Marx basierendes modernes Kapitalismusverständnis zu geben. Dieser Abschnitt begründet die Herausbildung jener »Dreifaltigkeit« aus europäischer Rationalität der Weltbeherrschung, kapitalistischen Produktions- und Lebensformen und fossilen Energien, die die Dynamik des »real existierenden Kapitalismus« ausmachen. Diese Konstellation wird in ihrer eigenwilligen Verquickung in den folgenden drei Kapiteln darauf untersucht, inwieweit sie zukunftsfähig ist bzw. inwiefern sie Anlaß zu »äußeren Anstößen von extremer Heftigkeit« sein könnten – einer zweiten von Ferdinand Braudel benannten möglichen Ursache für den Zusammenbruch des Kapitalismus, wie wir ihn kennen.

Die Argumentation ist hier zunächst auf drei Problemkreise fixiert – die ökologischen Folgen der Verbrennung fossiler Kohlenwasserstoffe, die möglichen sozialen Konsequenzen der zu Ende gehenden Verfügbarkeit fossiler Brennstoffe und das katastrophenträchtige Wirken liberalisierter internationaler Finanzmärkte. Daß die deformierende Wirkung von internationalen Finanzkrisen (vgl. »Der Kapitalismus gerät außer Form«, Abschnitt 6.5) als innerer Impuls am Ende das System aushebeln könnte, kann zwar nicht ausgeschlossen werden, ist aber auch nicht unbedingt wahrscheinlich. Deshalb fokussiert sich bei Altvater alles

auf das Ende der fossilen Kohlenwasserstoffe – denn dies ist mit immer größerer Deutlichkeit abzusehen und die ersten Marktreaktionen, mit 70 US-\$ pro Barrel Erdöl, sind auch schon da gewesen. Das könnte – mit hoher Wahrscheinlichkeit – der maßgebliche äußere Impuls außergewöhnlicher Heftigkeit sein, der das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen schon deshalb herbeiführt, weil er zu erheblichen Anpassungen in den sozialen Lebensformen zwingen würde, die nur dann ohne scharfe soziale Konflikte zu bewältigen wären, wenn sie über eine längere (Anpassungs)Zeit erfolgen können. Aber »wahrscheinlicher ist eine soziale Explosion, weil Vorbereitungen auf die Zeit nach dem Höhepunkt der Ölförderung und gegen die drohende Klimakatastrophe viel zu kleinmütig ausfallen« (S. 175).

Und wohin jetzt? – ließe sich mit André Gorz fragen. Altvaters Antwort ist eine hoffnungsvolle. Die Gegenmächte müssen die Macht ergreifen (S. 14) und die Weltordnung revolutionieren. »Eine Gesellschaft kann nur in einem revolutionären Prozess die den Kapitalismus charakterisierenden sozialen Formen überwinden. ... (Aber) eine soziale Revolution ist kein Putsch, sondern ein über lange Zeitstrecken iterativer Prozess vieler sozialer Experimente« (S. 177). Und diese Weltveränderung hat zwei wesentliche Erfolgsparameter. Die Wirtschaft ist solidarisch zu gestalten, und mit der Natur ist nachhaltig umzugehen (S. 179), und es wären folglich die Funktionsmodi des Weltmarkts zu ändern (S. 188). All dies bedarf schließlich der Einbettung in eine »solare Gesellschaft« (S. 214).

Doch worauf es am Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen am meisten ankommt, sind die Akteure, die den notwendigen Wandel exekutieren müssen, manche als Vorhut und manche eher unfreiwillig und zögerlich, der materiellen Not gehorchend. Ob die konkreten Utopien noch rechtzeitig Wirklichkeit zu werden vermögen, das vermag auch Altvaters Buch nicht mit letzter Gewißheit zu prognostizieren; positiv jedoch ist immerhin: Dieses Buch ist eine Ermutigung, die Welt zu verändern in Richtung auf eine solidarisch-nachhaltige Gesellschaft, die auch »Sozialismus« genannt werden könnte.

ARNDT HOPFMANN

Holger Schatz:

Arbeit als Herrschaft. Die Krise des Leistungsprinzips und seine neoliberale Rekonstruktion, Unrast-Verlag Münster 2004, 332 S. (18 €)

Angesichts der momentanen Allgegenwart der »Du-kannst-es-Schaffen« oder »Du-bist-Deutschland« Rhetorik hat für manchen Arbeitslosen der Besuch von Woody Allens »Match Point« sicherlich etwas Tröstliches. Ein verstörender Film über die Hoheit des Zufalls, der am Ende sogar einen Mord ungehört lässt. Weil der Zufall zuvor im Film aber auch der Welt von Geld und Arbeit seinen Rhythmus aufzwingt, denkt man daran, einer plumpen Widerlegung des Leistungsprinzips beizuwohnen, jener bürgerlichen Hoffnung und Behauptung zugleich, ein jeder sei seines eigenen Glückes Schmied. Rechtzeitig jedoch – auf seine steile Berufskarriere angesprochen – liefert der Hauptprotagonist eine präzise Definition von Erfolg: Es komme durchaus auf Leistung an, doch nur im Sinne einer notwendigen Bedingung. Die hinreichende Bedingung für den Erfolg obliege dem Zufall.

Das Unverständnis, das er mit dieser Sicht erntet, lässt im Film die Frage aufkommen, was der Zufall eigentlich für die Integration einer Gesellschaft bedeutet, deren Selbstverständnis unabdingbar die Möglichkeit eigenverantwortlich planbarer Lebensentwürfe voraussetzt?

Vor dem Hintergrund des anhaltenden Massenarbeitslosigkeitsdiskurses und seiner repressiven Schlagseite lädt uns die Dissertation »Arbeit als Herrschaft« des Soziologen Holger Schatz ein, dieser Frage einmal grundlegend nachzugehen. Nun, Dekonstruktionen des Zusammenhanges von Leistung (Arbeit) und Erfolg (Geld) sind weder neu noch für die Kapitalismuskritik reserviert. Vom liberalen Philosophen John Rawls ebenso wie vom glühenden Vertreter der entfesselten Marktwirtschaft, August Friedrich von Hayek, stammen ernüchternde Beschreibungen über die Bedingungen des Markterfolges. Für beide war dieser innere Widerspruch grundsätzlich jedoch zähmbar; der eine glaubte an die zivili-

sierende Kraft des Sozialstaates, der andere an jene des Marktes. Bei Schatz hat sich jedoch die strukturelle Aporie des Leistungsprinzips zu dessen Krise verdichtet, die aber im Rahmen eines »gesamtgemeinschaftlichen Verblendungszusammenhanges« gelehrt werden muss. Zumindest solange an einer derart unvernünftigen und desaströsen Form der Reichtumserzeugung und -verteilung festgehalten werden soll, wie sie der Kapitalismus in den Augen von Schatz darstellt. Auf dieser Voraussetzung – die Annahme einer derart grundlegenden Bedeutung des Leistungsprinzips sowie dessen Zerfalls – baut nun die eigentliche These der Untersuchung auf: Die einer »neo-liberalen Rekonstruktion des Leistungsprinzips«. Damit ist nichts anderes gemeint, als dass der neoliberale Diskurs im Allgemeinen und der Untersuchungsgegenstand »aktivierende Arbeitsmarktpolitik« im Besonderen, Reaktionen auf diese Krise darstellen. Mit dieser spekulativ anmutenden These grenzt sich Schatz bewusst von Ansätzen ab, welche die Reformpolitik einzig unter Kostenaspekten analysieren. Doch warum sollte es um mehr gehen als um Kassensanierung oder verschärfte Umverteilung von unten nach oben?

Nach einigen, teilweise langatmigen Theorieausflügen, welche die begrifflichen Voraussetzungen der Analyse (und Kritik!) des Leistungsprinzips schärfen sollen, zeichnet Schatz zunächst dessen geschichtliche Bedeutung nach. Nachdem das aufstrebende Bürgertum den Adel des leistungslosen Einkommens bezichtigte, nutzte auch die Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts die normative Kraft des Leistungsprinzips, um die neu entstandenen Ungleichheiten zwischen Industrieproletariat und Besitzbürgertum zu kritisieren: »Mit der frühsozialistischen Eigentumskritik kristallisierte sich ein Argumentationsmuster heraus, das bis heute auf überaus wirksame Weise stets das meritokratische Prinzip (Leistungsprinzip, S. M.) neu legitimiert: Die Kritik an der Kluft zwischen bürgerlichem Ideal und seiner unzulänglichen Verwirklichung«.

Aus verschiedenen Gründen kommt es nun ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer Zuspitzung der inneren Widersprüche des Leistungsprinzips. Entscheidend hierfür ist die Dynamik des Kapitalverhältnisses, das strukturell die Entkopplung des Ergebnisses

(stofflicher Reichtum) von der Leistung (Arbeit) betreibt. Für das Kapital ist die Arbeit nur das Mittel und nicht schon der Zweck, was die Einsparung von Arbeitsplätzen durch permanente Produktivitätssteigerungen zur Folge hat. Was nach träger Ökonomietheorie riecht, wird von Schatz nun interessanterweise mit kulturellen Phänomenen zusammengebracht. Wie dereinst Daniel Bell in »die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus« sieht Schatz die Aufweichung der Arbeitsdisziplin nicht nur im Eigensinn der Menschen, sondern in der Logik des Kapitalismus selbst begründet. Diese legt nämlich nicht Arbeit, sondern Konsum, schnellen Erfolg unter Anwendung von möglichst wenig Arbeit nahe.

Die neuere Dynamik des Kapitalverhältnisses unterminiert nun das Leistungsprinzip nicht nur durch die immer deutlichere Abkopplung des Reichtums von der Arbeit, für die Arbeitslosigkeit, die wachsende Bedeutung von Erbschaften sowie des Kapitalmarktes symptomatisch stehen. Mit Marx weist Schatz auf den gesellschaftlichen Charakter von Arbeit hin, der in Zeiten einer zunehmenden Verwissenschaftlichung der Produktion des Reichtums immer schärfer im Kontrast zur Vorstellung individuell zurechenbarer Arbeitsleistung stehe. In räumlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht hat sich die Produktion des Reichtums verflüssigt und damit entindividualisiert, und manchmal trifft dies sogar auch auf dessen Aneignung und Verteilung zu, wie das Beispiel der digitalen »Piraterie« gut belegt.

Nur vor diesem Hintergrund lasse sich die »neoliberale Reform« adäquat erfassen. Schatz charakterisiert sie als den Versuch, die Geister, die der Kapitalismus fortwährend ruft, zu bändigen. Das Mittel hierzu ist in erster Linie eine umfassende »Rekommodifizierung« bzw. Vermarktlichung des gesellschaftlichen Lebens, mit der das Leistungsprinzip auf Biegen und Brechen »rekonstruiert« werden soll. Im vielleicht stärksten Kapitel des Buches zeigt Schatz am Beispiel der Hartz-Gesetze, auf welcher vielfältigen Weise gesellschaftliche Debatten und konkrete Gesetze in Richtung dieser Rekonstruktion wirken. Auf der einen Seite sind es die üblichen Schuldzuweisungen der Faulheit, aber auch die gutgemeinten Hinweise auf Bildungs- und Qualifizierungsdefizite von Arbeitslosen. Stets wird die Ursache

der Arbeitslosigkeit positivistisch mit den Merkmalen der Individuen verknüpft, ganz gleich, ob diese als Täter oder als Opfer etwa von institutionellen Verkrustungen erscheinen. Auf der anderen Seite ist es die Rehabilitation des Marktpreises als gerechtes Kriterium für Löhne, die sich in vielen Arbeitsverhältnissen als zunehmende Koppelung der Leistungsbeurteilung durch Marktergebnisse zeige. Hier hätte Schatz weitaus mehr ausholen können, etwa indem er die Debatten der Industriesoziologie ausführlicher aufgegriffen hätte.

Gleichwohl überzeugt die Argumentation in ihrer radikalen Zuspitzung. Jeder habe das Urteil zu akzeptieren, das der Markt ausspricht. Dies ist die autoritäre Quintessenz der »Reform«, die freilich Übergänge benötigt. Zu denken ist etwa an den Kombilohn, das »trojanische Pferd« für einen marktinduzierten Niedriglohnsektor, wie ihn der frühere Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages, Hans-Jörg Stihl, einmal nannte. Nun ließe sich einwenden, einer derart dünnen Rekonstruktion seien politische, kulturelle und soziale Grenzen gesetzt. Weil Schatz den Begriff »neoliberal« jedoch wesentlich weiter fasst als üblich, zeitige die »Quadratur des Kreises« verblüffende Erfolge. Eine bis weit in die politische Linke hineinreichende Diskursverschiebung hin zu einem auf Freiheits- und Autonomiechancen abstellenden Markt-begriff, spiele der Vorstellung individuell zu-rechenbarer Leistung in die Hände. Düstere Aussichten für jene also, die den Arbeitsmarkt doch eher als ein soziales Zwangsverhältnis erleben müssen.

SANDRA MARTENS

Marvin Chlada:
Heterotopie und Erfahrung.
 Abriss der Heterotopologie nach
 Michel Foucault, Alibri-Verlag
 Aschaffenburg 2005, 139 S. (14 €)

Der Begriff der Heterotopie stammt aus der Medizin und bezeichnet dort die Bildung von Gewebe am falschen Ort. Übertragen auf die politische Sphäre sah der französische Soziologe Michel Foucault darin eine zutreffende

Bezeichnung für den Versuch der Charakterisierung des Fremden, des Andersartigen im eigentlich rationalisierten Körper der Gesellschaft. Dieser prinzipiell andere Ort verfüge über »besondere Kräfteverhältnisse sowie ungewöhnliche Konstellationen« (S. 8), die ihn, wie Chlada als Eingangsthese formuliert, der Idee und Theorie nach in die Tradition der Aufklärung stellen. Genau hier ist freilich nachzufragen. Es ist zwar zutreffend, dass sich vor allem in der Französischen Aufklärung der Trend erkennen lässt, dass das Andere radikal aufgewertet wird, etwa in seinen Formen als Wahnsinn, Fieberanfall oder Irrationalität. Als ein Ergebnis dieses Prozesses ist sicherlich die Entstehung der Irrenanstalt zu sehen, gegründet zuerst kurz nach 1800 in Deutschland unter maßgeblicher Beteiligung Jean Pauls. Entscheidend ist aber, dass damit das Abweichende gerade nicht in seiner Einzigartigkeit anerkannt, sondern den bürgerlich-kapitalistischen Regelungs- und Normierungsinstanzen unterworfen wurde. Eine Entwicklung, auf die Chlada am Beispiel des Marquis de Sade verweist. (S. 61-67) Denn beim »göttlichen Marquis« ist die Normverletzung nun gar keine mehr, sondern gibt sich als neue Realität aus, während das Handeln der bisherigen Mehrheit als eigentliches Fehlverhalten erscheint. Verbunden damit ist dann eine Aufwertung des Verbrechens – als direkter Ausfluss der »Stimme der Natur«. Der bekannte Aufklärungsforscher Panajotis Kondylis hat in diesem Sinne Julien Offray de La Mettrie, den Leibarzt Friedrichs II., und de Sade als die beiden Nihilisten der Aufklärung bezeichnet, welche die Konsequenzen aus dem Theoriegebäude des Materialismus gezogen hätten. Daneben gab es einen weiteren Weg für die Thematisierung des Fremden. In ihrem Roman »Frankenstein« schilderte Mary Shelley, wie das geschaffene Monster – aus den Teilen der Toten und damit gleichsam metaphorisch aus den Resten der Gesellschaft zusammengeflickt – die Nähe und Liebe der Menschen sucht, von diesen aber zurückgewiesen wird.

So betrachtet, hat die Heterotopie grundsätzlich zwei Möglichkeiten. Entweder wird sie von der Gesellschaft unterworfen oder steht dieser feindlich gegenüber. Freilich ist aber auch ein dritter Fall denkbar: Die Heterotopie stellt sich selbst in den Dienst des Status-

Quo und wird so ein »Produkt des normalen bürgerlichen Denkens« (S. 70). Gemeint ist das Panoptikum Jeremy Benthams, welches sich bei näherer Betrachtung ebenfalls als Teil der Aufklärung entpuppt. Denn es entwickelt die Methode der, wenn wir so formulieren wollen, unsichtbaren Überwachung. Am Beispiel eines Gefängnisses zeigte Bentham, wie durch den Bau einer architektonisch geplanten Anlage mehrere Gefangene von einem einzigen Aufseher rund um die Uhr beobachtet werden können. Denkt man sich nun das Gefängnis und den Wärter weg, erkennt man das Prinzip der bürgerlichen Öffentlichkeit mit ihrem normativen Sanktionsapparat der sozialen Ausgrenzung ebenso wie die Geheimpolizei totalitärer Staaten. Nicht zuletzt deshalb wählte Foucault, wie Chlada aufzeigt, das Panoptikum zum Ausgangspunkt seines epochalen Werkes »Überwachen und Strafen«. Damit ist nun gleichzeitig offensichtlich, dass die Heterotopie, ob sie es nun wahrhaben will oder nicht, immer in einer Beziehung zur Außenwelt steht, von der sie grundlegend abhängig ist. Dies betrifft rein ökonomische und wirtschaftliche Faktoren ebenso wie rechtliche und teilweise sogar kulturelle.

Das Andere ist eben nur deshalb anders, weil es die Normalität gibt. Das ist das zentrale Problem der Heterotopie, die sich dadurch in aller Deutlichkeit elitär auflädt und einen prinzipiell konservativen Kern erhält. Ja, noch mehr: In einem weiteren Schritt können wir uns Chladas Beobachtung (S. 106-116) anschließen, dass die Heterotopie im Sinne Foucaults mit Blick auf die politischen und gesellschaftlichen Emanzipationsprozesse der Gegenwart versagt. Sie verneint schlichtweg die globale Perspektive der Verantwortung und erscheint ein Stück weit als Fluchtbewegung. In diesem Sinne ist zu fragen, ob das Konzept der Heterotopie das berechtigte Erbe der politischen Utopie anzutreten vermag. Die Antwort ist meines Erachtens: nein. Denn nur die politische Utopie formuliert den Dualismus von Gegenwarts kritik und daraus resultierender Alternative und stellt beide der eigenen Zeit als normatives Modell mit dem Ziel der Vermittlung von Orientierungswissen gegenüber. Die Heterotopie dagegen ist Bestandteil der Entpolitiserungsprozesse der bürgerlichen Gesellschaft, indem sie genau

dies verneint. Einer der entscheidenden Schritte der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts war es, die Lösung der Sozialen Frage als grundlegende Kategorie zu interpretieren, der dann alle weiteren Problemkonstellationen subsumiert wurden. Das muss auch mit den postmateriellen Dimensionen und Fragen unserer Epoche geschehen. Wenn dies verneint wird, wie etwa von Foucault, ist der Preis die Aufgabe der Emanzipation der Linken. Die »Ästhetisierung der Krise«, hier ist Chlada voll zuzustimmen (114 f.), als Fluchtbewegung des Heterotopen in romantische Gefilde, ist kein hinreichender Ausweg.

ANDREAS HEYER

Heinz Dieterich:
Der Sozialismus des
21. Jahrhunderts. Wirtschaft,
Gesellschaft und Demokratie
nach dem globalen Kapitalismus,
Kai Homilius Verlag Berlin 2006,
176 S. (9,90 €)

Heinz Dieterich hat ein Buch geschrieben, in dem er nicht weniger als einen Entwurf des Sozialismus des 21. Jahrhunderts vorlegen will. Dieses Buch hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck, so zwiespältig wie die boliviarische Revolution: halb Caudillo-Sozialismus, halb Basisdemokratie.

Es beginnt mit dem Ende, nämlich dem der bürgerlichen Gesellschaft. Nun wünscht man sich dieses Ende, und es ist sicherlich auch nicht unmöglich, solches zu bestimmen. Aber nur dann, wenn man sich bei der Analyse eben nicht von den Wünschen treiben lässt. Dies hat schon Rosa Luxemburg nicht gut getan: Sie analysierte genau, welche Bedingungen erfüllt sein müssen (Erschöpfung der Möglichkeit weiterer Expansion), um dann in ein paar kurzen Sätzen alles über Bord zu werfen und zu schreiben, dass der Kapitalismus schon vorher an seiner Unfähigkeit zur Lösung von aktuellen Problemen zu Grunde gehen werde. Den ersten Teil spart sich Dieterich und kommt gleich zum zweiten.

Sicherlich, es wird viel von Wissenschaft, vor allem von Systemtheorie und Physik geredet.

Aber nicht über die ökonomische Dynamik des Kapitalismus. Und diese Wissenschaften werden dazu benutzt zu zeigen, dass der Kapitalismus wie alles endlich ist. Aber nicht wie die konkreten Bedingungen des Endes aussehen. Es wird gleich über die Erschöpfung der bürgerlichen Institutionen geredet. Aber die waren schon öfter erschöpft und den Kapitalismus gibt es immer noch. Verbleibt ein Einschub eines Vortrages von Arno Peters, in dem sich folgender programmatischer Satz findet:

»Und die sich täglich verdichtenden globalen Kapitalströme schaffen keine Arbeitsplätze und keine materiellen Werte, sie sind nicht mehr auf Profit gerichtet, sondern allein auf Zins.« (S. 39)

In Indien, China und den ostasiatischen Tigerstaaten sind einige Arbeitsplätze geschaffen worden. Wenn man sich den Hochhausbau in Peking oder Shanghai ansieht, so sind dort sehr wohl materielle Werte geschaffen worden – vielleicht nicht ganz die, die man sich wünschen würde. Und die Unterscheidung von Zins und Profit ist unsinnig.

Dazu Marx: »Der Zins, wie wir in den beiden vorhergehenden Kapiteln gesehen, erscheint ursprünglich, ist ursprünglich, und bleibt in Wirklichkeit nichts als ein Teil des Profits, d. h. des Mehrwerts, den der fungierende Kapitalist, Industrieller oder Kaufmann, soweit er nicht eigenes Kapital, sondern geliehenes Kapital anwendet, wegzahlen muß an den Eigentümer und Verleiher dieses Kapitals.« (MEW 25, S. 383, Kap. 23 *Zins und Unternehmervergewinn*)

Die jetzige Vermehrung des Zinsteils des Profits ist lediglich Ausdruck einer neuen Stufe der Entwicklung des Kapitalismus hin zu immer abstrakteren Formen der Steuerung. Dies ist der zunehmenden Komplexität der Produktion im globalen Rahmen sowie der Ablösung des Unternehmers durch Unternehmen geschuldet. Sollte es eines Tages so etwas wie Sozialismus geben, wird diese Komplexität noch um ein vielfaches ausgeprägter sein müssen, so dass der steigende Zinsanteil als Anzeichen dieser Entwicklung von Linken gar nicht negativ bewertet werden sollte. Auch die Ablösung der Unternehmer durch Unternehmen ist eine Voraussetzung für die spätere Sozialisierung ebendieser.

Eingeführt wird in diesem Zusammenhang die auf Aristoteles zurückgehende Unterscheidung

zwischen Ökonomie (als selbst beschränkte, lediglich auf Reproduktion ausgerichtete Hauswirtschaft – nach Aristoteles und Peters/Dieterich positiv zu werten) und Chrematistik (selbstsüchtiges, auf Erweiterung der Produktion angelegtes Wirtschaften, zinsorientiert – nach Aristoteles und Peters/Dieterich negativ zu werten).

»Aristoteles weist dann auf die Unersättlichkeit der Chrematistik hin: Während der Wirtschaft in der Bedarfsdeckung eine natürliche Grenze gesetzt ist, sucht die Chrematistik ihr Geld ins Endlose zu vermehren: ›Sie wird zu recht getadelt‹, sagt Aristoteles, ›weil sie nicht der Natur folgt, sondern auf Ausbeutung ausgeht.‹ Ihr zur Seite tritt das Wuchergewerbe, das aus guten Gründen verhasst ist, weil es seinen Erwerb aus dem Gelde selbst zieht und nicht aus den Dingen, zu deren Vertrieb das Geld eingeführt wurde ...« (S. 44) »Das Erwerbsstreben der Chrematistik (Bereicherung) kennt keine Grenze. Ihre Unersättlichkeit ist widernatürlich und lebensfeindlich.« (S. 45)

Aristoteles' Ökonomie war eine der Sklaverei. Und an anderer Stelle hat Aristoteles, der sonst viel Kluges geleistet hat, auch eben diese verteidigt. Da lob ich mir die Chrematistik, die dieses Stadium der Ökonomie gesprengt hat – und auch heute noch manches kaum bessere sprengt. Abgesehen davon weckt der Inhalt wie der Sprachgebrauch dieser Sätze mehr als nur ein paar ungute Assoziationen an die Unterscheidung zwischen dem raffenden und dem schaffenden Kapital der Nazis. Sie sind strukturell antisemitisch.

Dieser Antisemitismus tritt an anderer Stelle deutlicher zu Tage. Zwei religiöse Referenzen kurz hintereinander auf S. 60 machen dies deutlich: »Der Rousseausche ›Contract social‹ (Sozialvertrag) wird substituiert durch eine neue metaphysische Referenz, den Weltmarkt, der ausgestattet ist mit den alttestamentarischen Attributen des Gottes *Jahve*, seiner unbegrenzten sadistischen Brutalität, Gegenwärtigkeit und Allmächtigkeit.« »Dabei handelt es sich um die am weitesten gehende totalitäre Offensive gegen das Subjekt und die Utopie – welche seit zweitausend Jahren die Essenz in der Dynamik des historischen Prozesses gewesen sind – seit den totalitären Regimes der Dreißiger Jahre.«

Letzteres kann kaum etwas anderes meinen als die christliche Utopie. Also wird hier *Jahve*

der christlichen Utopie entgegengestellt! Abgesehen von diesem manifesten Antisemitismus, der auf der nächsten Seite noch weitergeführt wird, wird das kritische bürgerliche Subjekt gegen die Chrematistik gesetzt. Das ist historischer Unsinn. Die kritische Rationalität ist gerade aus der Warenwirtschaft und dem Beginn des Kapitalismus hervorgegangen. Das Mittelalter wollte das entstehende Subjekt zähmen, philosophisch in der Scholastik. Die formale Logik und das kritische Denken von Descartes bis Kant sind dagegen aus der Warenform entstanden (Sohn-Rethel »Warenform als Denkform«, neuerdings auch Bockelmann »Der Takt des Geldes«).

Verdient schon die ökonomische Analyse nicht diese ehrenwerte Bezeichnung, so wird es bei der vorgestellten ökonomischen Alternative nicht besser. Die fundamentale Grundlage aller Überlegungen bei Peters/Dieterich ist die Annahme eines objektiven Wertkriteriums. Wie soll dieses aussehen? Der Wert der Ware Arbeitskraft wird durch die für seine Reproduktion notwendige Zeit bestimmt. Diese Kosten sind sowohl historisch als auch geographisch hoch volatil. Man könnte auf ungelernete Handarbeit zurückgreifen. Eine Werteinheit wäre das, was ein gesunder, kräftiger 25jähriger europäischer Mann, 80 kg, 1,80 m groß, in einer Stunde produzieren kann. Nun, ich glaube, die Probleme werden schnell deutlich.

Leider wird hieraus die Äquivalenzökonomie entwickelt: »Die Preise entsprechen den Werten, und sie enthalten nichts anderes als den vollen Gegenwert der in den Gütern verkörperten Arbeit. Damit schließt sich der Kreislauf der Wirtschaft in Werten statt in Preisen.« (S. 99) »Das Äquivalenz-Prinzip ist durch die Entsprechung von Leistung und Gegenleistung auf allen Ebenen verwirklicht.« (S. 101)

Das ist aber in der Konsequenz nichts anderes, als was der Neoliberale auch will. Er empfindet es als ungerecht, dass er 70 Stunden die Woche arbeitet und die mit durchschleppen muss, die nur von der Sozialhilfe leben, nichts fürs Alter gespart haben oder sich nicht genug um ihre Gesundheit gekümmert haben. Marx verweist zu Recht darauf hin, dass es keinen gerechten Lohn geben kann, auch nicht im Sozialismus. Sozialismus ist fundamentale Ungerechtigkeit mit dem Namen Solidarität. Es

gibt viele Menschen, die mit versorgt werden müssen, in der Vergangenheit, Gegenwart und bis in alle Zukunft. Deshalb dieses Motto: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.« Auch die immer wieder angeführten Terms of Trade, die so ungerecht wären – Dieterich vergleicht Lokomotiven mit Kaffee –, sind im Sinne des Äquivalenzprinzips gerecht. Schließlich hat sich der Herstellungsprozess des Kaffees die letzten dreißig Jahre hindurch nicht geändert, der der Lokomotive schon. Es werden neue Materialien und Techniken eingesetzt. Manuelle Steuerung ist durch elektronische ersetzt. Die Produktion setzt immer ausgefeiltere Geräte ein. Nicht zuletzt ist das notwendige Know How der Arbeiter massiv gewachsen und damit die Kosten der Reproduktion der Arbeitskraft. Das alles muss bezahlt werden oder nach dem Modell von Peters/Dieterich Zeit dafür aufgewendet werden. Deshalb kann die Forderung der Linken nicht die nach Äquivalenz, sondern nach fundamentaler Verletzung der Äquivalenz bestehen, nämlich dem bedingungslosen Transfer von Ressourcen.

Kommen wir zu den positiveren, wenn auch leider nicht uneingeschränkt positiven Aspekten dieses Buches.

Der positive Kern des Buches ist die Betonung der Basisdemokratie oder auch real partizipativen Demokratie. Letzterer Ausdruck hat den großen Vorteil, dass das Problem der Bestimmung der Basis wegfällt. Aber eingetauscht wird gegen die Frage, warum partizipativ? Gibt es Personen/Gruppen, die Macht ausüben, woran partizipiert werden kann? Warum nicht einfach Realdemokratie?

Ein wichtiger Punkt ist auch die Ausweitung des Feldes der Demokratie auf die Wirtschaft, es fällt auch das Stichwort Wirtschaftsdemokratie. Diese wird auf verschiedene Ebenen aufgeteilt, von betrieblich bis global. Auch die Steuerung letzterer soll demokratisch erfolgen. Als Bedingung dafür wird die Entwicklung einer Input/Output-Rechnung sowie eine verstärkte Computerisierung angesehen. Dieses ist sicherlich richtig. Gleichwohl trifft Dieterich hier das Problem aller Utopien: Sie werden schnell von der Wirklichkeit eingeholt. Zum einen sind die Vorstellungen, sofern sie in diesem Buch konkretisiert werden, unsinnig, da immer noch von zu monolithischen Program-

men ausgehend, die in einem Stück programmiert werden. Das wird so nicht kommen, da bei allen mathematischen und programmier-technischen Fortschritten die damit verbundene Komplexität nicht gehandhabt werden kann. Zum anderen werden heute schon immer mehr ERP-Programme zur Planung in Unternehmen eingesetzt (z. B. SAP, Peoplesoft, Navision und auch Open Source Programme). Hinzu treten B2B-Anwendungen, die automatisierte Geschäftsabwicklungen zwischen den Unternehmen ermöglichen. Auf der Ebene der realen Produkte wird die vernetzte Steuerung durch RFID-Chips möglich. Das heißt, der Kapitalismus bereitet heute schon die Steuerungsmöglichkeiten. Dies erfordert einen anderen politischen Ansatz. Für die Linke wird es um so notwendiger, bereits jetzt die demokratische Kontrolle dieser Prozesse einzufordern, mindestens auf der Ebene des Datenschutzes. Dies ist ein von der traditionellen Linken bisher sträflich vernachlässigtes, gleichwohl notwendiges und auch lohnendes politisches Feld.

Weiterhin positiv und im Zusammenhang mit den Forderungen der Real-Demokratie zu sehen ist die Kritik des Leninismus, auch wenn man den Eindruck nicht los wird, dass das Herz des Autors doch noch irgendwie daran hängt. Dies wird deutlich an dem Gebrauch des Wortes »Historisches Projekt«. Die Linke respektive der Sozialismus ist kein Projekt, kann es nicht sein. Es gibt keine historischen Projekte. Die Ergebnisse historischer Prozesse stellten sich bisher immer hinter dem Rücken der Akteure ein, die somit kaum den Status eines wahrhaften historischen Subjektes für sich in Anspruch nehmen durften. Dies gilt ebenfalls für den Sozialismus, da dessen Herstellung ebenfalls ein Prozess ist, in dem und durch den sich das revolutionäre Subjekt erst konstituiert und erst mit der vollständigen Revolution selber als Subjekt vollständig wird. Wenn Subjekte historische Projekte betreiben könnten, gäbe es so etwas wie Entfremdung eben nicht.

Dies weiß Dieterich eigentlich auch selber. Im Kapitel 4.6.1, aber auch schon vorher liefert er eine konzentrierte Kritik am ökonomischen und historischen Voluntarismus von Lenin, Stalin und Mao.

»Das Vorhergesagte bezieht sich auf den Faktor Zeit, der im Allgemeinen in revolutio-

nären Subjekten unterschätzt wird. Das Leiden an den unhaltbaren Zuständen der Mehrheiten führt dazu, eine schnelle Veränderung herbeiführen zu wollen, doch kann das Problem objektiver Evolution nicht aus der Welt geschafft werden.« (S. 143)

Ebenfalls und mit dem Vorigen in Zusammenhang ist die Absage an den Aufbau des Sozialismus in einem Land positiv zu werten. Dennoch taucht auch im Zusammenhang mit dem Sozialismus der Staatsbegriff auf. Dieterich kann sich von bestimmten Momenten linker Vergangenheit nicht lösen.

»... und damit dem Staatsbürger auf jeder Ebene, von der Gemeinde bis zum Regionalstaat und Weltstaat, die Möglichkeit gibt, Subjekt aller entscheidenden Prozesse zu sein.« (S. 139)

Und auch von der Avantgarde kann er nicht lassen:

»Die gesellschaftliche Praxis, die sich an diesen Kriterien orientiert, wird die Avantgarde und die mittleren Kader des Transformationsprozesses hervorbringen, die für das moralische Beispiel und den organisatorisch-politischen Erfolg des Übergangs zur postkapitalistischen Mehrheiten-Demokratie unabdingbar sind.« (S. 126)

»Wie immer in der Geschichte bildet sich die Avantgarde eines fortschrittlichen neuen Historischen Projekts über ihre Kampfpraxis und die theoretische Qualität ihres Projektes heraus; niemals durch Selbsternennung, noch durch Glaubensakt ...« (S. 136 f.)

Letzteres beweist dieses Buch.

HEIKO FELDMANN

Wolfgang Fritz Haug:
Vorlesungen zur Einführung
ins »Kapital«, Argument-Verlag
Berlin 2005, 199 S. (15,50 €)

Der Philosoph und Marx-Kenner Wolfgang F. Haug hat seine Vorlesungen zur Einführung in das Marxsche »Kapital« aus dem Jahre 1971 aktualisiert, revidiert, komplettiert und in dieser erweiterten Fassung neu herausgegeben. In einer handlichen Broschüre sind sie nun wieder für jedermann zugänglich – als Einstiegs-

lektüre für ein sich über mehrere Semester erstreckendes »Kapital«-Studium oder als Rückbesinnung auf die theoretischen Grundlagen linker Politik. Ganz nach Belieben. Da heute – im Unterschied zur Entstehungszeit dieser Texte in den Nachachtundsechzigerjahren – das Studium des »Kapital« keine Massenerscheinung mehr ist, kommt den Vorlesungen in der Gegenwart vor allem die Aufgabe zu, interessierten Lesern zu helfen, unsere Gesellschaft als warenproduzierende Wirtschafts-, Tausch und Verwertungsgesellschaft zu begreifen. Denn, »ohne die Fähigkeit, den Kapitalismus zu denken«, betont Haug im Vortext, sei »überhaupt kein im Ernst relevantes Denken unserer Zeit möglich. [...] Die absolut unumgängliche Schule aber, in der dieses Denken allein sich zu bilden vermag, [...] ist die Auseinandersetzung mit Marx' Kritik der politischen Ökonomie« (S. 11). Dies ist kein geringer Anspruch! Aber, anders als vor dreißig Jahren, sind wir heute »welthistorisch Ernüchterte« und hängen nicht mehr dem »Kinderglauben« an, der Kapitalismus werde mit »der Notwendigkeit eines Naturprozesses eine solidarische Gesellschaft herbeiführen« (S. 11). Auch hat sicher das historische Scheitern des Staatssozialismus zu einer allgemeinen Ernüchterung über die Reichweite Marx'scher Theorie und den Wahrheitswert marxistischer Gesellschaftsvorstellungen beigetragen. Dies alles macht den Umgang mit Marx' »Kapital« heute nicht leichter. Dennoch erscheint die Auseinandersetzung mit der Marx'schen Kapitalismuskritik nach wie vor sinnvoll, ja, für Linke geradezu unverzichtbar. Haug unterstreicht dies und will seinen Teil dazu beitragen, daß sie auch gelingt.

Wichtig ist dabei der Hinweis, daß die vorliegenden Texte die Lektüre des »Kapital« erleichtern sollen, sie aber keinesfalls ersetzen. Haug warnt auch davor, sich den Zugang zu Marx dadurch erleichtern zu wollen, daß man den ersten Abschnitt des ersten Bandes überspringt. Die ersten drei Kapitel des »Kapital« enthalten mit der Analyse und der Entwicklung der Wertform den theoretischen Kern und methodologischen Knackpunkt des ganzen Werkes. Wer hierauf verzichtet, wird das Ganze nie begreifen. Insofern scheint es gerechtfertigt, daß sich die »Vorlesungen« auf den Anfang des »Kapital« konzentrieren und sich ihre

besondere Aufmerksamkeit auf die Analyse der Wertform richtet. Als problematisch erscheint in diesem Zusammenhang jedoch, daß die Darstellung im großen und ganzen auch hierauf beschränkt bleibt und andere wichtige Aspekte des Marx'schen Werkes dadurch entschieden zu kurz kommen. So finden der zweite und der dritte Band des »Kapital« nur am Rande der »Vorlesungen« Erwähnung. Eine vertiefte Behandlung des Zirkulationsprozesses des Kapitals und – noch viel wichtiger – des Gesamtprozesses der kapitalistischen Produktion findet indes nicht statt. Die Leser werden auch nicht auf die Notwendigkeit einer adäquaten Fortsetzung der Lektüre hingewiesen. Vielmehr entsteht der Eindruck, daß mit dem Studium des ersten Bandes die Hauptsache begriffen sei und auf den »Rest« zur Not verzichtet werden könne. Dies wiegt umso schwerer, wenn man berücksichtigt, daß das Gesamtwerk sechs Teile umfassen sollte, wovon die drei Bände des »Kapital« nur den ersten Teil bilden und selbst diesen noch nicht einmal vollständig. Dem Autor muß der Vorwurf gemacht werden, daß er mit dieser Neufassung der »Vorlesungen« leider dazu beiträgt, die verhängnisvolle Tradition der westlichen Linken, die ökonomische Theorie von Marx auf den ersten Band des »Kapital« zu verkürzen, fortsetzt. Wo doch gerade der dritte Band mit seinen umfänglichen Ausführungen zum Geld, zum Geldkapital, zum Kredit, zum Zins, zum fiktiven Kapital usw., insgesamt mehr als 350 Seiten, viele Ansatzpunkte dafür bietet, um den gegenwärtigen Kapitalismus als geld- und zinsgesteuerte Wirtschaftsordnung zu begreifen. Autoren wie Georg Simmel (1900) oder Rudolf Hilferding (1910) waren da schon weiter und haben dem dritten Band des »Kapital« die entsprechende Aufmerksamkeit gezollt.

Es steht zu vermuten, daß die Konzentration auf den ersten Band und die inhaltliche Akzentsetzung bei Haug auf das in erster Linie philosophische Herangehen des Autors an das Marx'sche Werk zurückzuführen ist. Ein Ökonom, ein Soziologe oder ein Historiker hätte vermutlich andere Schwerpunkte gesetzt. Ein wenig beißt sich die Anlage der zwölf Vorlesungen aber doch mit dem selbst formulierten Anliegen der Publikation, welches darin gesehen wird, »Fundamente« zu legen, »Funda-

mente für nichts Geringeres als die gedankliche Durchdringung der vom Kapital bestimmten gesellschaftlichen Welt, in der wir leben und die als Totalität unsere thematischen Arbeitsfelder und die Verhältnisse unter denen wir arbeiten, prägt...« (S. 24). Diese Verhältnisse aber werden heute ganz wesentlich vom Geld, von den monetären Kategorien, geprägt ebenso wie der postfordistische Kapitalismus vom Finanzkapital bestimmt wird. Wie aber soll das Buch seinen Anspruch, »den grundlegenden Praxisbezug der marxischen Theorie herauszustellen« (S. 193), heute einlösen, wenn wesentliche Essentials dieser Theorie, die für die Analyse des gegenwärtigen Kapitalismus von ausschlaggebender Bedeutung sind, weitestgehend ausgespart bleiben? – Vielleicht liegt hier sogar eine Erklärung für die Schwäche der Linken, wenn es um die Kritik des Finanzmarkt-Kapitalismus geht und um die Formulierung geeigneter alternativer Konzepte. Das Marxsche »Kapital« mit Haug lesen, sollte deshalb heute auch heißen, über ihn hinauszugehen und sich Fragen zuzuwenden, die in dieser Einführung entschieden zu kurz kommen.

ULRICH BUSCH

Sike Satjukow,
Rainer Gries (Hrsg):
Unsere Feinde. Konstruktionen
des Anderen im Sozialismus,
Leipziger Universitätsverlag
Leipzig 2004, 557 S. (44 €)

Die Herausgeber des Sammelbandes von Beiträgen einer Tagung – eine Historikerin und ein Kulturwissenschaftler – bringen sich selbst mit »Feindbilder des Sozialismus. Eine theoretische Einführung« ein. Im Verlauf ihrer Darlegungen geben sie an; »Grundfragen« nachzugehen: »Welches politische, soziale und kulturelle Leistungsvermögen ist mit den Feindbildern des Sozialismus verbunden? Und wie ist diese Leistung des Feindnarrativs zu historisieren und zu kontextualisieren?« (S. 14) Hier eingeordnet werden »Überlegungen sowohl zu den psycho-sozialen Voraussetzungen der Feindbild-Konstruktion angestellt

als auch zu den sozialisatorischen Prozessen, die jene Individuen herausbilden, welche an den Konflikten zwischen dem jeweiligen ›Wir‹ und den ›Anderen‹ mitwirken« (S. 17). Der ›Andere‹ wird in diesem Konzept als Feind behandelt. Dagegen bleibt die Dialektik zwischen den Bildern von Freund und Feind im Bild vom ›Anderen‹ unbeachtet. Das Freundbild erweitert das Gruppenselbstbild des ›Wir‹.

Methodisch der Hermeneutik verpflichtet, stützen sich die Herausgeber verständlicherweise auf den Begriffsapparat einer psychoanalytischen Sozialpsychologie. Individuelle Befindlichkeiten (u. a. »existenzielle Ängste« (S. 17), »Selbstwertproblematik des Einzelnen« (S.18)), die in ›Wir‹-Gruppen positiv ausgelebt werden, werden im Wechselverhältnis zu Feindbildern erörtert. Dass die »materiellen Realitäten und Ressourcen, neben politischen und ökonomischen Rivalitäten wirken« (S. 18) wird zwar erwähnt, aber in den Texten in der Regel nicht konkret ausgebaut. Damit gehen sachlich maßgebliche Elemente für Historisierung und Kontextualisierung verloren. Statt dessen werden aus der wissenschaftlichen Literatur bekannte interessante Aspekte der öffentlich wirksamen Bildgestaltung unter besonderer Berücksichtigung von Werbetechniken aufgegriffen. Wenn auf diesem Gebiet kontextualisiert und historisiert wird, dann ist das unzureichend, um dem historischen Phänomen »Feindbild des Sozialismus« beizukommen.

Zwei im Diskurs zur Friedensforschung in der DDR behandelte Feindbild-Themen werden nicht reflektiert: Seinerzeit galt einerseits die Aufmerksamkeit – dies im Anschluß an die Friedensforschung in der BRD – der gegenseitigen Steigerung von Negativität des Feindbildes und Positivität des nationalen Selbstbildes, zum anderen der Ausdifferenzierung von »Völker, Rassen und Staaten verhetzenden Feindbildern« als einem zurückzuweisenden Ideologem gegenüber dem für die kämpferische Auseinandersetzung auf beliebiger materieller oder geistiger Ebene unabdingbaren realitätsechten Bild vom Gegner.

Wenn auch Wendungen auftreten, in denen Feindbilder aus der DDR bzw. UdSSR und aus der BRD bzw. den USA ins Verhältnis gesetzt werden (z. B. S. 21, 24, 31), so sind die

ins einzelne gehenden Erörterungen einseitig und durch zufällige Auswahlen gestützt, so dass beim Lesen ein schaler Nachgeschmack entsteht, dass die Autoren noch vom antikomunistischen Feindbild infiziert sind.

Die 25 weiteren Beiträge des Sammelbandes verteilen sich auf folgende Kapitel: Feindbilder in der DDR (11), Feindbilder in der Sowjetunion (8), Feindbilder in der Volksrepublik Polen (4), in Ungarn (1) und in Albanien (1).

Thomas Haury gibt seinem Beitrag den Untertitel »Spezifika des Wechselspiels von kommunistischem Selbst- und Feindbild in der frühen DDR«, der vermuten läßt, dass tatsächlich versucht wird, die dialektische Verzahnung von Feindbild und Selbstbild herauszuarbeiten. Dem ist nicht so. Es werden schlicht Textstellen aus propagandistischen bzw. agitatorischen Veröffentlichungen der 40er/50er Jahre aufgelistet. Wenn, wie einleitend kund getan, die Leistung von Feindbild-Konstruktion erfasst werden soll, dann kann der Verfasser nicht bei Texten von Hager, Hoffmann, Honecker, Norden o. ä. stehen bleiben, ohne die geschichtliche Situation in Rechnung zu stellen: Spaltung der Welt in zwei Lager, die in den zwei deutschen Staaten unmittelbar aufeinander prallen, Koreakrieg u. ä. m. Des weiteren macht z. B. der Aufstand vom 17. Juni 1953 deutlich, dass ein antiimperialistisches Feindbild in der Bevölkerung nicht gegriffen hatte. Hier fehlen offensichtlich der soziologisch geschulte Blick auf die Realität und die kritische Beurteilung der als Beleg herangezogenen Texte hinsichtlich der in der Einleitung des Bandes reflektierten qualitativen Güte von Feindbildern mittels »oral history« hätte hier einiges aufgeklärt werden können. Noch leben genügend Zeitzeugen, die Auskunft geben können. Auffällig ist, daß der Autor, wie dies auch in anderen Beiträgen der Fall ist, die aus religiösen Traditionen stammende und besonders von USA-Präsidenten gepflegte Redeweise von Gut und Böse den sozialistischen Texten unzutreffender Weise anhängt.

Christian Lotz und Katja Naumann teilen erste Ergebnisse aus einem solide angelegten »Forschungs- und Kunstprojekt« eines »Leipziger Kreises« (S. 149) mit zum Thema:

»Parteilpolitische und gesellschaftliche Auseinandersetzungen in der Nachkriegszeit Deutschlands«. Quellenmaterial liefern die Vorstandsprotokolle der Parteien und Tagebuchaufzeichnungen aus der Leipziger Bevölkerung im Zeitraum 1945 bis 1947. Fazit ist: »Die Feindbegriffe der Parteiführungen passen in keiner Weise zu den Feindbildern des Alltags«. Es »ist weder eine Bezugnahme aufeinander, noch eine Anpassung aneinander zu beobachten.« (S. 163)

Zu »Das Feindbild der Nationalen Volksarmee und die Probleme seiner Implantierung« stützt sich Christian Th. Müller auf Agitations- und Schulungsmaterial sowie auf soziologische Analysen innerhalb der NVA. In der Deutung der Ergebnisse und der Beurteilung der Leistung der Feindbild-»Implantierung« läßt der Verfasser wissenschaftliche Vorsicht walten. Überraschend ist, dass er in der Fußnote 32, S. 253, in der er einen Satz aus »Feindbild und neues Denken – ein Widerspruch? Überlegungen zum politischen Umgang mit dem Begriff Feindbild« zitiert, beim Quellennachweis statt des Autorennamens (H. Metzler) den des Herausgebers (Kh. Lohs) angibt.

Die vorangehende Auswahl von Beiträgen wurde getroffen, um das geistige Spannungsfeld, in dem sich die Texte des durch die Stiftung »Aufarbeitung der SED-Diktatur« geförderten Sammelbandes bewegen, zu verdeutlichen. Sein Gedankengut ist einer Auseinandersetzung wert.

HELMUT METZLER